



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

Guzkow und die deutschen Kleinstädter.

Man muß es den deutschen Literaten nachsagen, sie wissen alle Erwartungen zu übertreffen. Wenn man alle Winkel des deutschen Philistertums gehörig studirt zu haben glaubt, so steigt der ehrliche Michel plötzlich von einer ganz andern Seite auf und zwingt uns Bewunderung für seine unendliche Mannigfaltigkeit ab. Dies haben wir neuerdings bei der Beurtheilung der Guzkwofchen Briefe gesehen. Es war vorauszusagen, daß diese Briefe auf viele Gegner stoßen würden. Wenn man ein so abgespieltes Thema, wie eine Reise nach Paris, beschreibt, so muß man neue Gesichtspunkte aufstellen; wie, sollten sich da die alten vorgefaßten Meinungen nicht dagegen auflehnen? Offenbar hat Guzkow im Orange Neues zu sagen, sich verleiten lassen, manche Dinge auf den Kopf zu stellen. Es ist aus vielen Seiten dieser Briefe ersichtlich, daß ihr Verfasser, noch bevor er manche Personen oder Zustände persönlich zu Gesichte bekam, sein Urtheil über sie in sich trug und die persönliche Anschauung nur dazu ausuchte, um sie besser motiviren zu können. Man kennt Paris, ohne dort ein Gamin gewesen zu sein — wie, komisch genug — ein Correspondent der Nugsburger verlangt. Man reist nach der Hauptstadt Frankreichs nicht wie ein Naturforscher nach Centralamerika reist, um über Menschenrassen und unbekannte Landstriche einen wissenschaftlichen Rapport abzustatten. Jeder Gebildete trägt ein fertiges Bild von Paris in sich. Und so ging es auch Guzkow. Er kam mit Sympathien und Antipathien und suchte neue Belege.

Dabei kann man freilich sehr oft die Wahrheit verfehlen. Aber die Charakteristiken Guizot's und Thiers', die Bemerkungen über Michel Chevalier, die deutschen Flüchtlinge, das Communistenfest u. s. w. sind vortrefflich und überraschend. Daß Guzkow manchen Eindruck, manche mißverständene Conversation leichtsinnig und flüchtig aufgezeichnet hat, darüber könnten wir, hier in Belgien vielleicht am ersten, uns beklagen. Von dieser Seite wird Guzkow selbst freiwillig sich der Kritik hingeben. Die ganz intuitive Gestaltung dieser Briefe zeigt, daß ihr Verfasser nur Eindrücke und Ansichten, nicht aber unumstößliche Behauptungen aufstellen wollte. Wenn ein anderer Kritiker der Allg. Zeitung breite Auseinandersetzungen von einem Buche verlangt, das nur die Stimmungen der Gegenwart andeuten und die Anschauungen eines deutschen Schriftstellers schildern soll, der zu dem Glauben berechtigt ist, daß seine Landsleute sich für sein Urtheil interessiren, — so hat er den Standpunkt des Reisenden verkannt. Immerhin jedoch liegt eine solche Kritik in dem Kreise einer gewöhnlichen Polemik, zu der Jedermann berechtigt ist, dessen Erwartungen ein Buch nicht entspricht. Wenn aber die literarischen Krähwinkler in ihrer tiefen Weisheit pffiffig auf die Schnupftabaksdose klopfen, und mit blinzenden Augen zu verstehen geben, daß diese Gespräche bei den politischen und literarischen Celebritäten Frankreichs nur eine dramatische Erfindung seinen und Guzkow eigentlich weder Guizot noch Thiers zu Gesichte bekam, weil diese Herren viel zu sehr beschäftigt sind, um ihre Thüre einem reisenden Schriftsteller zu öffnen; — dann muß man sich im Stillen fragen: Ist es nicht natürlich, daß man diesen deutschen Literaten von oben herab so vornehm und geringschäßig begegnet? Ihnen, die es nicht verstehen, sich selbst zu achten und die Stellung, die sie in der Gesellschaft einnehmen sollten, nicht nur nicht zu behaupten, sondern nicht einmal zu begreifen wissen. Es wäre lächerlich, auf diese Zweifel eine Antwort zu geben, da es keinem der Berichterstatter aus Paris, er möge das Buch loben oder tadeln, in den Sinn gekommen ist, in dieser Beziehung Guzkow der Unwahrheit zu zeihen. Solche Kleingeisterische, Krähwinklerische Bedenklichkeiten können nur im lieben Vaterlande entstehen; sie geben einen traurigen Krankheitszustand unserer Verhältnisse zu erkennen, der so vielen Schriftstellern das Gefühl ihrer Würde raubt. In der traurigen Gedrücktheit der deutschen Verhältnisse vergessen sie es, daß sie Mitglieder jener edlen und glänzenden Klasse der Gesellschaft sind, deren Bewegungen den eigentlichen Maßstab zur Beurtheilung einer Nation geben; daß sie jener privilegierten Klasse von Männern angehören, aus deren Mitte nicht nur Frankreich und England, sondern auch Deutschland einen Theil seiner Staatsminister recrutirt hat. Ver-

sunken in den Kleinbürgerlichen Schlamm des deutschen Rastengeistes, ist ihnen der große, freie Begriff der Gesellschaft noch immer nicht klar. Sie können sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß in dem Salon eines französischen Staatsmannes nicht nur besternte und betitelte Personen, sondern auch die Künstler, die Schriftsteller, d. h. die Männer ihres Gleichen, die unter dem Knopfloche Nichts, als ihr Talent in der Brust haben, einen Mittelpunkt finden. Auch Schriftsteller von weniger Ruf, als Guzkow, wenn sie, mit den gehörigen Einführungsbriefen versehen, nach Paris kommen, werden in allen Circeln (etwa die Faubourg St. Germain ausgenommen) Zutritt finden, bei dem Minister, wie beim Pair. Guzkow aber ging obendrein ein halb politischer Ruf zur Seite. Er war einer der Häupter des jungen Deutschlands, was in's Französische übersezt un chef de la jeune Allemagne heißt und eine ganz andere Bedeutung gewinnt, die an die jeune France, giovine Italia, Silvio Pellico u. s. w. erinnert. Das Bewußtsein der mangelhaften Kenntnisse der deutschen Zustände ist in Frankreich nie so lebhaft gefühlt worden, als jetzt; und Thiers trotz allem äußerlichen Großthun weiß innerlich sehr wohl, daß er im Jahre 1840 durch seine Verkennung der deutschen Stimmung sich blamirt hat. Da kommt St. Marc Girardin und wünscht, ihm einen deutschen Schriftsteller seiner Bekanntschaft vorzuführen, un des chefs de la jeune Allemagne, dont les ouvrages ont été frappés par l'interdicte de la diète et qui a été prisonier politique dans une forteresse allemande, etc. Und Thiers sollte nicht beide Thüren einem solchen Gaste öffnen, von dem er vielleicht im Stillen den Beweis erwartete, daß er in seiner Rechnung auf das revolutionaire Deutschland sich doch nicht betrogen habe? Und warum gerade Thiers und Guzkow? Warum sollte überhaupt ein deutscher Schriftsteller in Frankreich nicht eben so viel sein, als ein französischer in Deutschland? Sind Michel Chevalier, sind Mistress Trollope, und um ein allerneuestes Beispiel zu wählen, sind dem Vicomte d'Arincourt die deutschen Salons verschlossen geblieben? Freilich der Vicomte ist von Adel und, vergessen wir es nicht, Legitimist; aber Emile Girardin, der von dem glänzendsten und geehrtesten deutschen Staatsmanne einen freundlichen Empfang auf dem Johannisberg erhielt, ist weder von Adel und noch viel weniger legitim. Ihm gingen nicht einmal so unbescholtene Antecedentien voraus, wie Guzkow. Wenn übrigens einige Pariser Berichterstatter in deutschen Blättern behaupten, Guzkow habe durch die Indiscretion, womit er Einzelnes ausgeplaudert hat, anderen Schriftstellern, die nach ihm kommen, den Zutritt erschwert, so ist das eine Unwahrheit und eine Uebertreibung. Jedermann weiß in Frankreich, daß der reisende Schriftsteller seine Eindrücke zu Papiere

bringt — und Herr Alexander Dumas und seinesgleichen haben ganz andere Indiscretionen in ihren Impressions de voyage begangen, als unser Pariser Briefsteller. —

Thorwaldsen.

Die von allen Seiten mit vollem Rechte gerühmten Sonntagsblätter, welche Ludw. Aug. Frankl in Wien herausgibt, bringen namentlich sehr häufig höchst interessante Artikel im Gebiete der bildenden Kunst. Frankl selbst ist ein trefflicher Kunstkenner und hat seinen Geschmack auf Reisen durch Italien und den Umgang mit großen Künstlern geläutert und ausgebildet. Eine der letzten Nummern seines Blattes bringt aus der Feder des Redakteurs folgende Bemerkungen über Thorwaldsen:

Nicht leicht kann man zu dem Ruhme eines großen Bildners eine entsprechendere Erscheinung, als die des Thorwaldsen ist, sich denken: hoch und stämmig, aufrechte Haltung, weiße Haare, die gewaltig und reich wie Mähnen bis auf Nacken und Schultern fallen, blaue Augen, leuchtend, wie die des Braga, gesunde Färbung, nordischer Ernst in den Zügen, die tiefstönende Sprache, all dies vereinigt sich zu einem Ganzen, das Ehrfurcht einflößt, und wäre er auch kein Nordländer, und sein Name nicht mit dem nordischen Gotte verwandt, man wäre an einen solchen gemahnt, wenn man durch seine Tempel — zu diesen hat er seine drei Ateliers geweiht — schreitet. Ich sah ihn zum ersten Male bei dem Abschiedsfeste, das die deutschen Künstler in Rom dem Professor Wagner aus Baiern nach Vollendung seiner schönen Basreliefs gaben, als er diesem einen Lorbeerkranz aufsetzte, und ich zähle es mit zu den schönsten Erinnerungen, daß ich mit ihm, als seine Gesundheit ausgebracht wurde, anklingen durfte und abweichend von Macbeth darf ich nun sagen:

„Ich habe mit Unsterblichen zu Nacht gegessen.“

Bei keinem Künstlerfeste fehlt Thorwaldsen, er ist der glänzende Punkt des römischen Künstlerfestes, und wenn man ihn von Heiterkeit umstrahlt, wie beim Wagnerfeste, sich wie im Tanze lustig bewegen sieht, so glaubt man die Sage von ewiger Künstlerjugend verwirklicht.

Thorwaldsen hat in zwei langen, lichten, Wagenremisen ähnlichen Gebäuden die Gipsabdrücke seiner meisten Werke. Hier stehen Christus und die Apostel, die im Geiste der besten Alterthümer entworfene Bergpredigt, sein Alexanderzug, die Grazien, die anakreontischen Basreliefs, Venus, die Statue

Byron's, Guttonberg's; Helden und Götter, alles in bunter Versammlung eine Welt, in der man Tage lang sich bewegen muß, bis man ihrer zur Erinnerung Herr geworden ist; es ist aber eine Erinnerung, die sich für's Leben einprägt. Noch war es mir gegönnt, die Schillerstatue in der Werkstätte zu sehen, einige Tage vor der Absendung nach Deutschland. Hier aber formt und meißelt Thorwaldsen nicht; jeden Sonntag Vormittag öffnet er freundlich auf dem nördlich vom Quirinal gelegenen Monte pincio seine Galerie jedem Fremden. In fünf mäßigen Zimmern hängen Bilder, welche nur von modernen, jetzt in Rom lebenden Malern herrühren. Wenn man nicht lauter Kunstwerke sieht, so entspringt das aus dem edlen Beweggrunde, daß der große Meister, gewöhnlich um einen Künstler zu unterstützen, oder auf ihn die Aufmerksamkeit zu lenken, ihm ein Bild für seine Galerie abkauft. Doch sind auch Werke darunter, wie die des charakteristischen Dänen Meyer, des ein halbes Jahrhundert schon in Rom wirkenden geist- und liebevollen Reinhart, des farbenlieblichen Pollack, Ridl, Kirner u. s. w. die nicht aus jenem Grunde allein angekauft scheinen. Thorwaldsen stand an einer Statue des letzten Hohenstaufen modellirend, welche der Kronprinz von Baiern bestellte, um sie in der Kirche S. Maria del Carmine zu Neapel, (welche auf dem Plage steht, wo Conrabin enthauptet wurde), im Kreuzgange aufstellen zu lassen. Zuweilen mischte sich der Meister unter seine Gäste, und war der freundlichste Cicerone, dann trat er wieder vor seine Statue und unterhielt sich mit den Freunden, so daß er spielend sein Kunstwerk zu vollenden schien. In den Zimmern herrschte die lebenswürdigste Unordnung und stach wenig zu ihrem Herrn ab, der im grauen Schlafrocke, ohne Halsbinde, bepantoffelt, seine Gäste, unter denen auch ausgezeichnete Damen, empfing und unterhielt, und Niemand verläßt ihn, ohne von seiner einfachen freundlichen Weise ganz entzückt zu sein. Ich sah ihn am selben Abend noch im Salon der Prinzessinn Caroline von Dänemark, wo ich durch den lebenswürdigen Künstler Pollack eingeführt wurde, und wenn die von vielen Orden blühende Erscheinung gegen die des Morgens gewaltig abstach, so war Thorwaldsen derselbe einfache lebenswürdige Künstler, wie der bei den Künstlerfesten, wie der in seinem Studio. Wie sehr die Künstler an ihm hängen, konnte man aus ihrer Stimmung erkennen, die durch den Wunsch seines Königs, nach Dänemark zu kommen und Rom vielleicht für immer lebwohl zu sagen, schmerzlich veranlaßt wurde. Wäre dieser Verlust für die Künstler in Rom groß, so wäre es kein minderer für die Fremden, deren wohl keiner ohne die dankbarste Erinnerung von diesem großen Manne schei-

bet, welcher der Stolz des Jahrhunderts wurde und als Maßstab gelten wird, wenn die Werke der künftigen Zeiten werden gemessen werden. Wie Janus schaut er gleich klar in zwei Welten, in die antike und christliche, beide, antike Ruhe und Kraft, christliche Sehnsucht und Milde, feiern in seinen Werken die geheimnisreiche Hochzeit, und noch späte Tage werden von den Riesenkindern sagen und singen, die aus dieser Ehe entsprossen sind.

Nicht leicht kann es ungeschehen bleiben, daß man in Italien in den Streit verwickelt wird, wer größer, Canova oder Thorwaldsen? Er ist dort eben so stationär geworden wie in Deutschland der Vergleich zwischen Schiller und Goethe; während aber hier die Nationalität sich beider Heroen erfreuen darf, tritt sie dort in gewaltigen Widerspruch. Der Italiener ist eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaterlandes und den seiner Künstler, und so geschieht es, daß er nur nach langem Streite innerlich knirschend zugibt: Thorwaldsen ist der größte Meister der Neuere im Basrelief, für Canova behält er die größere Meisterschaft in freistehenden Gruppen vor. Wohl hat der Letztere mehr als seine Vorgänger, z. B. Bernini, die Antike verstanden, reiner und edler nachgeahmt; frei geworden ist er nie, am meisten genähert hat sich ihr aber Thorwaldsen, und da, wo er christliche Gegenstände darstellt, und so den Vergleich mit den übrig gebliebenen Gestalten des Alterthums ausschließt, steht er als außerordentlicher Schöpfer eben so hoch durch Kraft, Einfachheit und Schönheit der Form da, wie die besseren Meister der Griechen. „Christus und die Apostel“ in Kopenhagen aufgestellt, in Thorwaldsens Atelier zu Rom im Gipsabgusse, werden ihn in Jahrtausenden eben so nennen machen, wie den Phidias sein „Zeus;“ er wird den Kunstgipfel unseres Jahrhunderts darstellen. Wie durch den Namen, mahnt Thorwaldsen auch durch Gestalt und Vaterland, und Kraft der Kunst an den hammer-schwingenden Thor der nordischen Götterwelt, er erscheint gewaltig in Erscheinung und Kunst; Canova weicher, lieblich und selbst in seinen Heroengestalten, z. B. seinem Theseus in Wien, nicht stämmig und kräftig genug. Canova: Thorwaldsen = Rossini: Mozart.

Die königliche Bibliothek in Paris.

Die große königliche Bibliothek in Paris, dieses Institut, das mehr als acht mal hundert Tausend Bänden zu Katakomben dient, in denen die Werke so vieler durch Geist, Gefühl und Sprachgewandtheit ausgezeichnete Schriftsteller, aber auch keiner geringen Anzahl von Dummköpfen, ihren Todeschlum-

mer schlafen, — ist in diesem Augenblick in einer kaum zu beschreibenden Aufregung. Alle die Herren, denen die Bewachung der Drucksachen, Brochuren, Manuscripte, Kupferstiche u. s. w. anvertraut ist, ja sogar jene berühmten Bewahrer des Medaillen-Cabinets, welche noch heute sorgfältig die Schubladen und Kästchen aufbewahren, in denen sich die gestohlenen Medaillen befanden, — alle diese Herrn sind fortwährend im Zustande der Berathung, um das Mittel ausfindig zu machen, wie man nächstens mit den seit hundert und funfzig Jahren aufgehäuften Pyramiden von Bänden ausziehen soll. Denn es ist nun fest entschieden, daß sie in ein anderes Local transportirt werden sollen, welches zu der ungeheuren Entwicklung der Literatur und der Katten unserer Epoche in richtigerem Verhältniß steht. Der Charivari macht sich hierüber lustig. „Seit etwa funfzig Jahren,“ sagt er bei dieser Gelegenheit, „spricht man von diesem Umzuge. Unter der Republik, unter dem Kaiserreiche, ja selbst während der Restauration war nach einander die Rede davon, sich mit dieser ungeheuren Arbeit zu beschäftigen, welche allen Pariser Eclenstehern wenigstens ein halbes Jahr zu thun geben wird. Dabei sind noch die Wagen nicht in Anschlag gebracht, die für den Umzug der Katten nothwendig werden, da diese offenbar nicht werden zu Fuße gehen wollen. Will man aber diese interessanten Bierfüßler in dem leerwerdenden bisherigen Locale zurücklassen, so muß man befürchten, daß sie von dem Tage an, wo sie keine Bücher mehr zu zernagen finden werden, heißhungrig über alle Bewohner der Rue Richelieu herfallen werden. Der gelehrte Director der königlichen Bibliothek (wir meinen den vorigen, den seligen Van Praet) hatte berechnet, daß die Anzahl der Katten sich auf 15,727 belaufe, und er beschäftigte sich sogar mit den Vorarbeiten zu einem genauen Verzeichniß derselben, als ihn der Tod seinen Studien entriß. Danach kann man sich nun einen Begriff machen, welchen Lärm diese große Operation des Umzuges verursachen wird. Man wird uns vielleicht einwenden, es sei Unrecht gewesen, besagte Katten so unbegreiflich anzuwachsen zu lassen und man hätte sie in ihrer Vermählung und Fortpflanzung stören sollen. Diese Bemerkung bezeugt aber nur eine Unkunde des Geschäftsganges, wenigstens soweit es die königliche Bibliothek angeht. Diese zerstörenden Thiere nämlich sind für dieses Institut eine Lebensbedingung. Jahr aus Jahr ein zernagen sie durchschnittlich ungefähr 10,000 Bände und nur durch den Abfluß, den dieser natürliche Canal gewährt, wird Platz für die Wogen von neuen Büchern, welche jedes Jahr von den Pariser Buchhändlern allein in dieses unermessliche Büchermeer fließen. Ohne die Katten hätte man schon seit zwanzig Jahren auch nicht das allerdünnste Octavbändchen mehr in

die königliche Bibliothek hineinbringen können eine solche Wuth, Papier zu bedrucken und zu beschreiben, hatten unsre Ahnen. Im gemeinen Leben sagt man, die Eidechse sei der Freund der Menschen; das kann wahr sein, aber der Freund des Schriftstellers in's Besondre ist die Ratte. Von dem Tage an, wo man die Ratten und die Gewürzkrämer abschaffen wird, können die Buchhändler getrost ihre Laden schließen und die Schriftsteller mögen sich bei Zeiten darauf verlegen, irgend Brustküchelchen oder sonst etwas der Art zu erfinden, wenn ihnen daran gelegen ist, etwas zu essen . . . , natürlich nicht ihre Brustküchelchen. Doch gut, daß es uns einfällt! Hätten wir doch bald den allerwichtigsten Theil dieser Angelegenheit zu berichten vergessen! Erräth wohl Jemand, wohin man diesen Tempel der Wissenschaften und Künste verlegen will? Auf die place dauphine in der Nähe des palais de justice. — Auch gut! die Parteien, die ihren Proceß verloren haben, werden nun einen einzigen Schritt zu gehen haben, um Seneca und alle andern berühmten Schriftsteller zu lesen, welche bewiesen haben, daß, wenn der Mensch nicht zufrieden ist, er ein Philosoph sein muß. Uns scheint die Wahl der place dauphine sehr glücklich getroffen zu sein . . . für die Bibliothekare. Man hat sie bis jetzt schon in ihrer Ruhe wenig gestört; fortan wird man sie gar nicht mehr stören.

Theater = Notizen.

Für Schiller's unvollendete Dramen und Dramenprojekte hat sich wieder ein Bearbeiter gefunden. Zwei Lieferungen (Nürnberg bei George Winter) liegen uns von dieser Bearbeitung vor. Sie enthalten den Warbek und die Kinder des Hauses. Wer von uns hat nicht in seiner Jugend an die Ausführung des Warbek sich gemacht? Es ist mit diesem unauf löslichen Drama wie mit dem Stockam-Eisen in Wien. Jeder wandernde Schlosser schlägt dort zum Andenken an das branhängende Schloß einen Nagel hinein, und der alte vielhundert-jährige Stock hat kaum noch einen Platz für einen neuen. Die deutsche poetische Jugend hat es mit diesen Schillerfragmenten eben so gemacht; jeder hat seinen Nagel hineingeschlagen und man sollte endlich damit aufhören. So wie der Stoff des Warbek vorliegt, hätte Schiller ihn nie ausgeführt — und der beste Beweis ist auch, daß der große Dichter ihn liegen ließ und den motivverwandten Demetrius vornahm. Kann man sich auch etwas Sonderbareres denken als diesen Warbek, der, nachdem er durch fünf Akte sich selbst zur Last als Betrüger umherging, zuletzt durch einen Comödienonkel, dem Grafen Ril-

Publikums Preis zu geben, und wir sind überzeugt, daß alle unsere Collegen uns hierin unterstützen werden.

— — Diese Pariser Lustspieldichter! Keine eheliche Frau, kein guter Ruf ist vor ihnen sicher. Nachdem sie ihre eigene Geschichte ausgeplündert haben und alle ihre berühmten und unberühmten Königinnen, Dichterinnen und Maitressen auf die Bühne gebracht, schiffen sie nach England über und holten sich da die Marlborough, die Königin Anna u. s. w. Dann ging es nach Rußland und Katharina II. mußte in hundert Stücken mit ihren Liebesintrigen herhalten. Nun kommt die Reihe an Deutschland; Maria Theresia beginnt den Reigen. Madame Ancelot hat ein neues Stück geschrieben, „ein Krieg im Kleinen“ betitelt; die schöne und tugendhafte österreichische Kaiserin ist die Heldin desselben. Und nochmals Katharina II. Die beiden Kaiserinnen treffen in Ungarn zusammen, um eine Allianz zu schließen. Die historische Treue ist, wie man sieht, mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet. Katharina ist eifersüchtig auf die größere Huldigung, die Maria Theresia überall findet; sie grübelt der Ursache nach und findet dieselbe in der Tugend und Sittenreinheit ihrer deutschen Rivalin. Sie beschließt dieselbe zu verführen oder zum Wenigsten ihren Ruf zu beflecken. Die Gelegenheit bleibt nicht aus. Ein junger ungarischer Edelmann ist fast wahnsinnig in seine junge Kaiserin verliebt und diese (die bekanntlich ihrem Gatten so treu anhing, daß sie bis zu ihrem Tode die Trauerkleider um denselben nicht ablegte) scheint dieses Gefühl zu erwidern. Vergebens aber bemüht sich Katharina, eine Zusammenkunft der beiden herbeizuführen und zu überraschen. Endlich fängt sie einen Brief auf, den der junge Ungar an Maria Theresia zu schreiben wagt. Sie liest ihn in Gegenwart ihres ganzen Hofes vor; jener, darüber empört, entreißt ihn in höchster Wuth ihrer Hand. Sie läßt ihn in's Gefängniß werfen (Alles in Ungarn!) und droht der Kaiserin mit seinem Tode, wenn diese nicht ihre Liebe eingestehe. Da erscheint als *Deus ex machina* der Prince de Signe, der wigige, spöttische Hofmann (der in Wien 1815 starb). Er hat heimlich den rasenden Liebhaber befreit und aus Mitleiden die Kaiserin von ihrer Angst erlöst. Der Schluß ist noch das beste. Maria Theresia verbannt den jungen Unbesonnenen aus dem Lande und bleibt rein, während Katharina mit ihrem Deloff an der Seite beschämt abzieht. Punctum. Ob Herr Castelli wohl dieses Lustspiel übersetzen wird?

Die Firma Iffidorus Orientalis.

Die Seelenwanderung, welche unlängst eine französische Novelle durch verschiedene deutsche Zeitungen machte, die im Jahre 1840 in der „Posaune“ als Uebersetzung, im Jahre 1841 in der „Eleganten“ als Originalarbeit und im Jahre 1842 unter der Firma eines deutschen Literaten als eine „türkische Revolution“ im „Pilot“ erschien, bringt uns auf diese Firma, welche den prunkenden Namen Iffidorus Orientalis führt. Seit langer Zeit begegnen wir den langweiligen und saftlosen Machwerken dieses Herrn in allerlei Zeitschriften und Taschenbüchern. Wir glaubten in diesem Pseudonym einen jungen Mann suchen zu müssen, den, wie manchen andern, ungünstige Lebens-Verhältnisse auf den Erwerb seiner literarischen Productionen angewiesen haben. Seit wir aber wissen, daß ein Mann von gereiftem Alter mit einem klingenden Titel unter dieser Hülle steckt, halten wir es für unsere Pflicht, der Dstip dieses Iffidor zu sein, und diesem Stiefsohn unserer novellistischen Literatur die ihm gebührenden Schranken anzuweisen. Der unkräftigen Jugend steht die Hoffnung zur Seite; aus einem schlechten, jungen Novellisten kann bei reiferer Weltanschauung noch ein tüchtiger Romanschreiber werden. Dem kraftlosen Alter aber ziemt der Ruhestand. Die deutschen Journale müssen manche mittelmäßige Arbeit des jungen Anfängers honoriren; es ist ein Abschlag auf die Zukunft, eine Unterstützung, die der collegiale Geist gerne bewilligt, selbst auf die Gefahr hin, daß er in seiner Hoffnung sich getäuscht sieht. Dem vorgerückten Manne aber, dem auch sonst seine gesellschaftliche Stellung bereits gesichert ist, steht es doch schlecht an, auf die beschränkten Mittel der belletristischen Journale zu speculiren, um so mehr, wenn er, wie Herr Iffidorus Orientalis, gezwungen ist, Uebersetzungen für eigene Productionen auszugeben und somit über die Impotenz seines Talentes im Klaren sein muß. Wir wissen es nicht nur aus eigener Erfahrung, daß der erwähnte Herr bei jeder neu auftauchenden Zeitschrift, bevor er die Form, den Gehalt, die Richtung derselben kennt, sogleich um ihre Honorarbedingungen anfragt. Solche Schriftsteller gehören auf den Markt, nicht in die Literatur; aber selbst auf dem Markt ist Redlichkeit die erste Bedingung. Uebersetztes und Gedrucktes, abgenutzte Waare für neue zu verkaufen, bringt orientalische, wie occidentalische Firmen mit Recht in Verruf.